

UWE-JOHNSON-PREIS AN JOOCHEN LAABS IMPRESSIONEN VON DER FESTVERANSTALTUNG

„Statt Politik liebt er die Landschaften“

AUS DER LAUDATIO Die Publizistin Dr. Franziska Augstein würdigt den Autor Joochen Laabs als einen bescheidenen und zugleich anspruchsvollen Erzähler.



Franziska Augstein bei ihrer temperamentvoll gehaltenen Laudatio

Die Jury hat, wie man so sagt, ein weises Urteil gefällt. Und sie hat es gut und einsehbar begründet. Laabs hat, so die Jury, einen „neuen Zugang“ zu den abgenutzten oder überzeichneten Bildern der DDR-Geschichte gegeben. Das ist vollkommen richtig, und die Melodie, die damit vorgegeben ist, möchte ich hier ein wenig weiter spielen. „Späte Reise“ entsteht aus dem Wechselgesang zwischen unmittelbaren Erlebnissen und Reminiszenzen des Erzählers: Hier die Gegenwart des ostdeutschen Gastes in den USA, der beim Besuch einer überfüllten Strandpromenade sich enttäuscht erkundigt, ob es den Pazifik auch mit ein paar weniger Leuten gebe. Dort die Erinnerung an alles, was vor dem Untergang der DDR lag, und die Gedanken an das, was von diesem Untergang übrig blieb: unter anderem nämlich sein Leben ...

Der Erzähler der „Späten Reise“ ist ein zurückhaltender Mann. Besser gesagt: Er ist sehr bescheiden. Die Welt möchte er gern sehen, aber er erwartet nicht allzu viel von ihr. Dazu respektiert er sie viel zu sehr.

Und wenn sie ihm das, was er sich wünscht, versagt, bringt er sich bei, das für normal zu halten: So ist die Welt eben. Diese Haltung rührt nicht nur von den politischen Umständen, die einen Ostdeutschen dazu verdammt, sich gegenüber allen Westlern unterlegen zu fühlen – einfach nur deshalb, weil man auf Westbesuch nicht über die nötigen Devisen verfügte, sich selbst zu ernähren, geschweige denn, dass man hätte Einladungen aussprechen können. Diese Bescheidenheit ist vielmehr eine Haltung vieler großer Erzähler: Sie ist verwandt mit der ironischen Bescheidenheit der Figuren von Robert Walser und Sören Kierkegaard.

Sagte ich bescheiden? Ja, das stimmt. Zugleich ist der Erzähler ausgesprochen anspruchsvoll. Er will nämlich die Welt kennenlernen, möglichst viel davon, mög-

Die „Späte Reise“ ist ein Wenderoman, der Autor ein Ironiker.

lichst unverstellt. Joochen Laabs und sein Ich-Erzähler sind sich auf jeden Fall in einem einig: Beiden ist die DDR immer ein zu kleines Stück von der großen runden Eisbombe namens Globus gewesen. Laabs schreibt: „Geographie, Erdkunde, das Wort sagte es, ist die Kunde von der ganzen Erde und nicht bloß vom ersten Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden.“ Und er fügt an: „Man mußte ja guten Willens sein, um ihn auf dem Globus nicht gänzlich zu übersehen.“ Das ist, sie hören es, alles andere als

kleinmütig. Laabs lebt in Landschaften. Er hat nie erwartet, dass die Welt so sei, wie er sie haben will. Auch von dem Staat, in dem er lebt, erwartet er das nicht. Weder von der DDR noch von der Bundesrepublik. Er liebt nicht die Politik, er liebt Landschaften. Das ist, wie ich vermute, eine Eigenschaft vieler Mecklenburger.

Ich jedenfalls, wenn ich kurz von mir reden darf, habe diese norddeutsche Landschaft auch immer geliebt. Sogar ich, die ich eigentlich ein reines Stadtkind bin: Die Vegetation auf den Nordseeinseln, die ich ganz gut kenne, ähnelt derjenigen in Mecklenburg: Da sind die Bäume, die in bilateralen Verhandlungen mit dem Wind entschieden haben, lieber zur Lee-seite hin zu wachsen. Da sind die Sträucher, die sich diplomatisch dicht am Boden halten, so dass

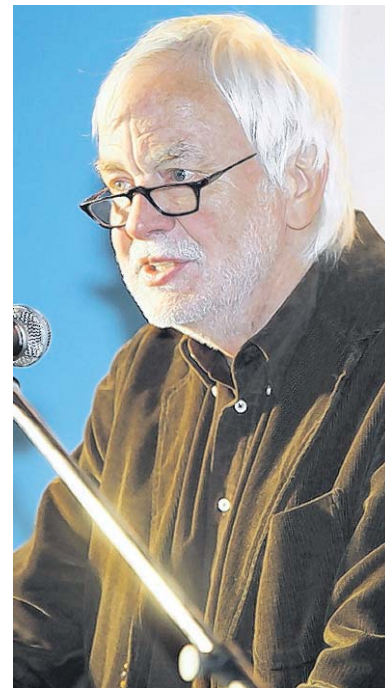
kein Wind ihnen etwas anhaben kann. Von der Außenwelt verlangt Joochen Laabs, dass er über Bäume nachdenken kann. Er will daran – erstens – nicht gehindert werden, unter dem Vorwand, es gebe Wichtigeres zu tun. Und er will zweitens nicht durch infame politische Ereignisse davon abgehalten werden. Er möchte nicht in einem Staat leben, in dem es ein Verbrechen ist, über Bäume nachzudenken. Laabs glaubt nicht daran, dass einzelne die politische Welt beglücken oder retten können: Aber genau betrachten muss man sie können dürfen, die Welt. Im Übrigen respektiert sein Erzähler ihre geheimnisvolle Weite und unergründbare Größe. Im Praktischen beschränkt er sich auf das, wovon er wirklich etwas versteht ...

„Späte Reise“ ist ein Wenderoman. Und der Autor dieses Romans ist ein großer Ironiker. Es fängt damit an, dass der Held dieses Wenderomans die Wende nicht ganz mitbekommt. Dass er dabei nichts verpasst, liegt auf der Hand: Große historische Umbrüche kann das Individuum nicht erleben. Am 9. November 1989 konnten Hunderte oder gar Tausende Berliner auf der Mauer tanzen. Aber der 9. November war nicht die Wende. Die eigentliche Wende kam viel langsamer, über Wochen und Monate hinweg. Sie begann in den Achtzigerjahren und war dann das, was sich veränderte für Ostdeutsche und Westdeutsche. Und was das war, haben die allermeisten Menschen erst im Nachhinein bemerkt. Der Einzelmensch hat große Mühe damit, historische Umbrüche wahrzunehmen. Er kann sie lediglich konstatieren, wenn Sektorkorken knallen oder Schüsse fallen. Beides Geräusche, auf die das Ohr eines Straßenbahnspezialisten nicht geeicht ist.

Vorhin habe ich Laabs einen Ironiker genannt. Aber Ironie ist so vieles ... Ich finde, dass sein Roman „Späte Reise“ der Literaturgeschichte der Ironie etwas hinzufügt: Anders als Jakob von Gunten, anders als die a priori niedergeschmetzten Männer in den Büchern Sören Kierkegaards und Kafkas, ist Laabs' Held ganz und gar lebensstüchtig. Dass man, wie es so schön heißt, im Leben stehen kann und gleichzeitig doch in Martin Walsers Ironieform von „Schuld und Nichtswürdigkeit“ lebt, das habe ich noch nirgendwo so gesehen wie in Joochen Laabs' „Späte Reise“. Wer mit der Nichtswürdigkeit so behende umgeht, ist eines großen Preises würdig.

„Gedichte wurden mir zum Schutzraum“

AUS DER DANKESREDE Preisträger Joochen Laabs erklärte aus seiner Biografie heraus, wie er zur Literatur und zu dem Werk des Autors Uwe Johnson kam.



Joochen Laabs bei seiner bewegenden Dankesrede

Auch gut Gemeintes kann einen erschrecken. Am 20. Juli, dem Geburtstag Uwe Johnsons, wurde der Anlass dieses heutigen Zusammenseins offiziell mitgeteilt. Über der gesamten Breite der Seite 1 des Nordkurier, gleichsam als Titel des Tages, Spitzenmeldung. Erst danach ging es um ein Seebeben vor Indonesien mit Tsunamiwarnung, um die Sicherheitskosten für den Bush-Besuch in Mecklenburg-Vorpommern, immerhin 20 Millionen, um die zunehmende Verschärfung der Situation im Nahen Osten, also um Krieg; das Ereignis, das den 20. Juli zu einem Datum der Geschichte hatte werden lassen, das fehlgeschlagene Attentat der Gruppe um Stauffenberg auf Hitler, ist lediglich als Kleinmeldung auf Seite 13 erwähnt.

Noch während ich mit meiner exorbitanten Hervorhebung klarzukommen versuchte, regten sich Irritationen, Bedenken bei mir. Wo gehört ein Buch überhaupt hin, in der Zeitung und im täglichen Ranking – wie es neudeutsch heißt – also in der Zuordnung seiner Wichtigkeit inmitten aller der sozialen Verwerfungen, Naturkatastrophen, Erfindungen, Rekorde, Verbrechen und Kriege?

Buch und Krieg – ein höchst ungleiches Paar! Was soll ein Buch gegen Krieg ausrichten? Kommt es angesichts der enormen Bedrängnisse der Welt nicht doch auf ganz direktes Tätigsein an? ... Insofern man seine gesellschaftliche Rolle ans Schreiben, ans Bücherschreiben gebunden hat, kommt man um diese Frage nicht herum. Literatur für verzichtbar zu erklären, hieße allerdings, seines Werts, seines Lebensinhalts benommen zu sein, dazustehen wie Schlemihl – ohne Schatten.

Bei der Suche nach der Antwort, wieso ich an die Literatur geraten und warum ich von ihr nicht losgekommen bin – oder soll ich fragen, wodurch ich in die Falle getappt bin und warum ich mich auf sie

eingeschworen habe, muss ich weit zurückgreifen, ans Kriegsende. Die elterliche Wohnung und das Familienunternehmen – eine Papiergroßhandlung – hatten sich mit der Bombardierung von Dresden erledigt. Aus dem Ort der Zuflucht, der Wohnung der Großeltern auf einem Dorf in der Niederlausitz, die mir das Selbsterlebnis der Zerstörung der Dresdner Wohnung ersparte, mussten wir einen Tag nach der Einnahme durch die Rote Armee Hals über Kopf raus. Zehn, zwölf Tage Umherirren in der Gegend, Nächtligen in der leer stehenden Gehöften und im Wald, umzingelt von Kriegsmaschinerie und fremden Soldaten, die zu unberechenbar, fremd und angsteinflößend waren, um sie als Befreier wahrzunehmen. Als wir im Tross der Nachbarn zurückkehrten durch eine verwüstete Landschaft, an Toten am Straßenrand einfach vorbei, stand im Gegensatz zu den drei gegenüberliegenden Häusern das großelterliche Gehöft noch, aber es war demoliert, geplündert – was eigentlich ins Haus gehörte, türmte sich draußen als Bruch und Müll ... Ich las, und was mich umgab, entzog sich mir. Stattdessen offenbarten sich unvermittelt Räume, Gegenden, Zustände, in denen es auszuhalten war, mehr noch, die mich einen Anflug von Beglückung ahnen, ja womöglich sogar spüren ließen. Unvermutet eröffnete sich eine Zweitwelt, die

Ohne Literatur zu sein, hieße dazustehen wie Schlemihl ohne Schatten.

mich aus der mich umgebenden Zerrüttung löste, von den Bedrückungen befreite. Von da an floh ich geradezu zu dem Buch. Gedichte wurden mir zum Schutzraum, in dem ich geborgen war vor den Zumutungen der Wirklichkeit. Durch die magische Kraft der Worte wurden selbst Verluste erträglich, fast zum Gewinn, zu einem Genuss: Ich träum' als Kind mich zurück/ Und schüttle mein graises Haupt; – es musste nicht zwangsläufig ein graises sein, entschied ich wohl – Wie sucht ihr mich heim ihr Bilder ... Und das geschah mir zweifellos ...

Meine erste Begegnung mit Uwe Johnson war die für einen DDR-Befangenen übliche, die mit einem Geräusch, mit einem Phantom. Im Lexikon deutschsprachiger Schriftsteller aus dem VEB Bibliographisches Institut von 1967 wurde er möglicherweise für mich zum ersten Mal namhaft und bewertet: In seinem Werk überlagerte die Neulose, das Geheimnisvolle die realistische Substanz, das Labyrinthische die humanitäre Wegsuche des Autors, der der vielschichtigen Wirklichkeit durch experimentelle, bewusst unterkühlte Schreibart, die durch eine eigenwillige Behandlung von Syntax und Interpunktion auffällt, zu begegnen suchte ... Bei dieser, ebenfalls auf Nebulöses setzenden Wertschätzung blieb es für mich. Durch das, was im Zusammenhang mit dem inzwischen erfolgten Erscheinen des vierten Bandes der Jahrestage auch in die DDR sickerte, wuchs sich Johnson zum Mythos aus. Als ich mich 1981 auf halbem Wege zwischen Schwerin und Wismar teilansiedelte, war mir keineswegs bewusst, dass ich in Johnsonland geraten war, keine halbe Autostunde von Gneetz und Jerichow entfernt, und dass ich ihm schreibend auf der Spur war, und zwar mehr als geographisch, schon gar nicht ...

Ich bedanke mich bei den Mitgliedern der Jury, dass sie sich für mein Buch entschieden haben. Und ich möchte der Jury meinen Respekt zollen, dass Sie sich nicht einen selbst strahlenden Namen an die Standarte der Auszeichnung geheftet haben, sondern sich auf ein Buch eingelassen haben, das Beihilfe, um gelesen zu werden, gut gebrauchen kann. Die letzte Auszeichnung widerfuhr mir vor 33 Jahren. Sie war an den Namen Martin Andersen Nexö gebunden. Nun Johnson. Besser, allerdings auch verpflichtender kann man vom Norden gar nicht in literarische Hände genommen werden ...



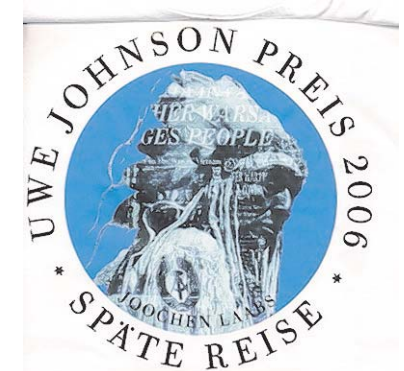
Cellist Ulrich Horn vom Sinfonie Orchester des Hessischen Rundfunks aus Frankfurt/Main spielte Suiten von Johann Sebastian Bach und Max Reger.



Im Anschluss an die Preisverleihung wartete auf die Gäste ein Buffet. Der Abend bot reichlich Möglichkeit, in angenehmer Atmosphäre über Literatur ins Gespräch zu kommen.



Festredner Neubrandenburgs Oberbürgermeister Dr. Paul Krüger



Aufdruck des T-Shirts als Erinnerungstück des Tages